

Fischer Klassik 90506

Schicksalsreise

(Fischer Klassik)

Bearbeitet von
Alfred Döblin, Susanne Komfort-Hein

1. Auflage 2014. Taschenbuch. 480 S. Paperback
ISBN 978 3 596 90506 5
Format (B x L): 12,4 x 18,9 cm
Gewicht: 468 g

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Döblin, Alfred

Schicksalsreise

Bericht und Bekenntnis

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Schicksalsreise	9
---------------------------	---

Anhang

Editorische Notiz	431
Daten zu Leben und Werk	433
Nachwort	441
Literaturhinweise	465
Ausführliches Inhaltsverzeichnis	471

Teil I

DIE FAHRT INS UNBEKANNTE

1. Kapitel

Paris in Erwartung des Schlages

Das Radio meldet

Am 16. Mai 1940, einem Donnerstag, schloß ich vormittags eine Arbeit ab, die mich lange Monate beschäftigt hatte. Das Radio tönte aus dem Nebenzimmer. Der Ansager meldete: die »Tasche« an der Nordfront der französischen Armee hätte nicht geschlossen werden können. Die Meldung sagte nichts von einem Durchbruch, von einem Zerreißen der Front, aber wer Ohren hatte zu hören, hörte. Die Feder wurde mir aus der Hand geschlagen.

Ich war nicht unvorbereitet. Tagelang vorher hatten sich schon seltsame Gestalten durch unsern Wohnort, St-Germain bei Paris, bewegt. Der herrliche Park stand in sommerlicher Blüte, die Wege waren voller Ausflügler und Spaziergänger, die Kinder spielten auf den Plätzen. Aber auf den breiten Chausseen, die den Park und die kleine Stadt durchzogen, rollten merkwürdige, unheimliche Wagen, nicht Tanks, nicht Kanonen, sondern – Autos, sonderbar bepackt und verschnürt, mit Betten und Matratzen auf den Dächern, mit Hausrat behangen. Und im Innern, zusammengedrängt, ganze Familien.

Das waren Flüchtlinge aus Belgien und Nordfrankreich. Sie trugen den Schrecken in unsere friedliche Landschaft. Zwischen den Matratzenautos fuhren langsame Bauernwagen, mit Pferden und mit Ochsen bespannt. Darauf lagen und saßen im Heu die Alten und die kleinen Kinder, und voran und hinterher mar-

schierten die kräftigen Männer und Frauen mit großen Schritten. Offenbar waren ganze Dörfer in Bewegung. Viele Männer und Frauen, Bauern in Schafstiefeln, schoben Karren vor sich mit ihren kleinen Kindern und dem Arbeitsgerät. Das alles hielt vor dem Bahnhofplatz und wurde gepflegt.

Und einmal hielten auf dem Bahnhofplatz am späten Abend auch militärische Kraftwagen. Oben hockten junge Soldaten und rauchten. Sie sprachen nicht und sangen nicht. Sie blickten stumm und trübe auf uns herunter. Es hieß, sie kamen von der Front und gingen in Ruhestellung. Aus einem siegreichen Kampf kamen sie offensichtlich nicht.

Als nun am 16. Mai der Speaker mit verschleierter Stimme den schrecklichen Durchbruch im Norden meldete und im Heeresbericht der verhängnisvolle Name »Sedan« auftauchte, fuhr ich nach Paris und setzte mich mit einem Freund in Verbindung, der bei einer Behörde arbeitete, mit der ich selbst in loser Verbindung stand. Wir berieten zusammen, was tun. Er hatte einen hohen Offizier zum Verwandten und war immer gut orientiert. Sein eigener Fall lag einfach. Im Ernstfall würde er mit den Behörden abtransportiert werden.

Mir riet der sehr ernste, kluge Mann, jedenfalls das Schlimmste ins Auge zu fassen und die Abreise von Paris nicht zu lange hinauszuziehen. Denn Paris könne von einem Tag zum andern »Kriegsgebiet« und evakuiert werden. Und wie im letzten Augenblick der Abtransport von Hunderttausenden aussehen werde, das könnte ich mir ausmalen, nach den Erlebnissen des letzten Jahres. Als mein Freund mich so drängte, mit meiner Familie sofort abzureisen und ich mich nicht geneigt zeigte, kamen wir zu folgendem Abkommen: Er würde mich sofort benachrichtigen, sobald ihm etwas Schlimmes zu Ohren käme. Alsdann sollten meine Frau und das Kind unter allen Umständen abreisen. Mir selbst schlug er vor, dazubleiben und mit der Behörde im letzten Augenblick abzufahren. Die Behörden waren damals angewiesen, ihren Platz nur im äußersten Fall und nur auf Befehl der Re-

gierung zu räumen. Dabei verblieben wir. Und so wartete ich unruhig und mit wachsender Spannung in St-Germain, bis am 25. abends der verabredete Anruf kam. Wir rüsteten uns schon zum Schlafengehen. Mein Freund trieb mich mit erregter Stimme, sofort den letzten Zug in die Stadt hinein zu nehmen. Es könnte passieren bei der ungeheuren Geschwindigkeit der feindlichen Panzerwagen, daß wir schon morgen von der Stadt abgeschnitten seien. Aber – wir blieben noch die Nacht über. Wir setzten uns am frühen Morgen in Bewegung, zu dritt, zur Flucht aus unserm Zufluchtsort. Einen schweren Koffer hatten wir vorausgeschickt, wir hofften, daß er ankam. Wir selbst gingen jeder mit einem Handkoffer bewaffnet, der Junge mit Rucksack und mit einer Decke für die Nacht.

So sah auf dieser Flucht unsere Habe aus: ein großer Koffer, zwei kleine und der Rucksack. Wie ein Tier, das sich häutet, hatten wir seit Kriegsbeginn alles von uns geworfen: zuerst die Möbel einer ganzen Wohnung mit der Bibliothek – sie lagerten irgendwo – dann die Wäsche, Kleidungsstücke, einen restlichen Bücherbestand; sie blieben in St-Germain. Wir schrumpften immer mehr auf das direkt von uns Tragbare ein. – Aber wir trugen noch zuviel.

Wir sind vormittags in Paris angekommen, in dem alten heiteren Paris. Die wunderbare Stadt nahm uns mit dem gleichen Lächeln wie immer auf. Sie schien noch nicht zu bemerken, was vorging – und ihr bevorstand. Die Menschen saßen auf den Terrassen der Cafés und beobachteten verwundert einige schwer gepackte Matratzenautos, die sich unter die anderen mischten.

Es werden aber nicht zwei Wochen vergehen, da wird die prächtige und glänzende Stadt von einem Todeshauch berührt werden. Aus zahllosen Garagen werden sich ähnlich beladene Fahrzeuge lösen. Und nach drei Wochen wird sich eine schwere Menschenwelle aus der Stadt erheben und sich über dieselben Chausseen werfen, die jetzt die Belgier ziehen.

Wir hielten uns an diesem Tage in einer Wohnung im Zentrum

der Stadt auf, wo mein Freund Möbel abgestellt hatte. Dann spät abends begleitete ich meine Frau und den Jungen zur Bahn.

Unheimlich der Anblick des Riesenbahnhofs bei Nacht. Er lag in Kriegs Verdunklung scheinbar verlassen. Bei seinem Betreten aber wurden wir hineingerissen in ein wildes Menschengetriebe. Das waren hier fast alles Familien. Es sah aus, als drängten sie zu Ferienzügen. Aber hier gab es keine Spur von Fröhlichkeit. Man hatte im Innern der Stadt den Eindruck haben können: es ist ja alles nicht so schlimm, die Zeitungen übertreiben, der Krieg ist noch weit entfernt. Hier – sah es anders aus.

Jeder Zug nach dem Süden lief mit einem Vor- und Nachzug. Die Menschen stürzten in die Wagen, saßen und standen mit ihren Kindern auf den Korridoren. Familien, die sich sonst mit der billigsten Klasse begnügten, hatten ihr Geld für die erste und zweite hingeworfen, um noch mitzukommen.

Die Schaffner rannten den Bahnsteig entlang. Sie riefen »en voi-ture«. Ich nahm herzlich Abschied von meiner Frau. Das Kind weinte an meinem Gesicht. Es hielt mich fest und sagte: »In einer Woche kommen wir wieder.« Es wollte gar nicht weg, es dachte an seine Spielgefährten in St-Germain und an seinen lieben Hund, die Zita. Wir beiden Erwachsenen dachten: Die Reise ist nur eine Vorsichtsmaßnahme. Man tut es des Kindes wegen, vielleicht sind wir zu ängstlich.

Aber ein dunkles Vorgefühl, eine Ahnung überfiel mich, als ich dann allein aus dem Bahnhof wieder auf die finstere Straße trat: »Es ist Krieg, man kann bei einem Krieg nie wissen, was geschieht, man sollte sich eigentlich in solchen Zeiten nicht trennen.«

Aber sie fuhren schon, nach dem Süden.

Die letzten Pariser Tage

Ich habe dann mehr als zwei Wochen in jener Wohnung gehaust, die mein Freund als Möbelspeicher benutzte. Er hatte da noch einen seiner Bekannten untergebracht, einen Lehrer, der in Paris als Soldat irgendeinen Dienst versah. Da saß ich in der staubigen Stube, ohne Teppich, ohne Gardinen, las wenig, schrieb wenig, besuchte die und jene Bibliothek.

Und wie ich eines Morgens das Fenster aufmachte, um den Lautsprecher des Concierge unten auf dem Hof zu hören, tönte aus dem Apparat die Stimme Paul Reynauds, des Ministerpräsidenten. Seine Worte konnte ich im zweiten Stock nicht gut verstehen. Aber Reynauds Stimme, die sonst so jugendlich scharf, ironisch und angriffslustig klirrte, tönte diesmal dumpf und erregt.

Ich laufe Hals über Kopf die Treppe herunter. Die Concierge ist von Menschen umlagert. Ich komme gerade recht, um zu vernehmen, was sich gestern ereignet hat, was uns geschehen ist, in Belgien. Der junge König, der Sohn des tapferen »Roi-Chevalier« Albert des Ersten, hat seiner Armee, 900 000 Mann, befohlen, die Waffen niederzulegen. Er hat das getan, hören wir, ohne seine verantwortlichen Minister zu befragen, er hat nicht einmal seine Verbündeten, die Franzosen und Engländer, verständigt, die er noch vor kurzem flehentlich um Beistand angegangen ist. Er hat seine Verbündeten von gestern in eine furchtbare, ja verzweifelte Lage gebracht. Das Wort »Verrat« fällt nicht, aber es tönt aus Reynauds Anklagerede.

Wir am Lautsprecher verstehen. Es geht um Leben und Tod. Frauen neben mir weinen. Eine junge Frau schluchzt: ihr Mann sei dabei. Die Concierge stützt den Kopf auf: sie hat einen jungen Verwandten bei der Armee.

Ich trotte langsam zurück über den Hof. Es ist ein strahlend heller Tag. Ich steige in meine staubige Wohnung, in die Gerümpelkammer, und sitze vor meinem Manuskript, über das ich ein

Zeitungsblatt breite. Was soll das Manuskript, was soll die ganze verfllossene Arbeit.

Es bricht über uns herein. Wir können keinen Widerstand leisten. Der Deutsche ist überstark. Seine Art hat etwas Grauenhaftes, Unheimliches an sich. Erst die Österreicher, dann die Tschechen, Polen, dann die Dänen und Norweger, dann die Holländer und Belgier, sie werden alle spielend umgelegt. Sie fallen, als wenn sie erstarren wie der Vogel vor der Schlange, von selbst dem Feind zu. Es ist, als ob sie sich als Opfer anbieten. Nein, das ist kein bloß materieller, militärischer Sieg. Es steckt etwas dahinter, das Grauen einflößt. Vielleicht ist aber allemal ein Krieg kein bloß materieller, militärischer Vorgang.

Nun folgen die Tage, an denen sich die Zeitungen auf ihren zwei kleinen Seiten qualvoll winden, um nichts zu sagen. Man stellt sich aber selber aus den kleinen Meldungen die Vorgänge zusammen, bis man durchschaut, was in Flandern eigentlich vorgeht: Der deutsche Generalstab will sich in den Besitz der französischen Küste setzen, um Frankreich von England zu trennen, und will jedes Land einzeln schlagen, in derselben Weise, wie er vorher Polen, Norwegen geschlagen hat. Jetzt sind wir an der Reihe. Das abgeschnittene Heer aber will der Deutsche vernichten. Wir erleben atemlos den Wettlauf zum Meere nach Dünkirchen. Das unglückliche Heer strebt dem Hafen zu. Man erfährt von den tragischen Kämpfen, die sich in Flandern abspielen, zwischen einem aufgelösten Heere ohne Nachschub und dem riesenstarken fest geführten und organisierten Feind. Der Feind engt die Zugangsstraßen zu den Häfen ein. Die Heeresteile müssen sich in geschlossenen Carrees einzeln durchschlagen. Überall werden Scharen tapferer Männer hingeopfert, um den Feind aufzuhalten.

Was aber im Hafen von Dünkirchen vor sich geht, das ist nun sichtbar ganz und gar kein kriegerischer Vorgang mehr, sondern ein allgemein menschlicher, ein urmenschlicher. Im Hafen von Dünkirchen haben sich alle verfügbaren Schiffe der Alliierten

versammelt, um die Trümmer der unglücklichen Armee aufzunehmen. An der englischen Küste haben sich auf den Ruf der Regierung Tausende Fischerboote aufgemacht. Sie haben die Fahrt an die andere Küste unternommen, um zu retten, was zu retten ist, die befreundeten Männer und die Männer vom eigenen Volk. Und der Himmel, der unterscheiden kann, was menschlich und was nicht menschlich ist, hat ihren Willen gesegnet und hat in diesen Tagen voller Kriegsgreuel alles getan, um die Geschlagenen zu retten und für andere Dinge aufzubewahren. In der Tat, an diesen Tagen lag das Meer, der sonst so stürmische Ärmelkanal, völlig glatt. Und wie über einen Fluß konnten die kleinen englischen Boote und Dampfer zwischen den beiden Ufern hin- und herfahren. Und um die Geretteten den feindlichen Fliegerbomben zu entziehen, legte sich zugleich ein ungewöhnlich dichter beständiger Nebel über das Wasser.

Kriegsschiffe deckten den Rückzug. Ihre Verluste waren schwer. Aber sie waren gebaut, um zu kämpfen.

Erschöpft und in Lumpen kamen die Soldaten des großen Heeres drüben an. Erbitterung brachten sie mit. Siehe da: Kein Hauch der Entmutigung ging von ihnen aus.

Ich blieb noch in Paris. Wir erfuhren aus den Zeitungen, der Deutsche richte jetzt seine Wut auf uns. Stillter und stillter wurde es in Paris. Im Norden des Landes, an der Somme und Aisne bereitete sich die Entscheidungsschlacht vor. Eine Prozession unter freiem Himmel fand vor der Kathedrale Notre-Dame statt. Tausende nahmen daran teil. Priester und Gläubige beteten unter freiem Himmel und flehten die heilige Genoveva an, die schon einmal die Stadt gerettet hatte.

Täglich ging ich auf die Straße, kaufte die Zeitung und ging mit ihr in den nahen Tuileriengarten, um zu lesen. Da gab es auch etwas Merkwürdiges zu sehen. Eine Baggermaschine arbeitete, sie schaufelte, jetzt, noch jetzt, Unterstände zur Flugabwehr aus. Mehrmals erlebten wir Fliegeralarm; ich mußte öfter laufen, um

zu den Häusern zu kommen, denn diese Unterstände wurden nie fertig. Sie waren auch nicht fertig, als wir Paris verließen.

Es kam der Tag des Bombardements von Paris. Die Sirenen heulten wie gewöhnlich, es war mittags, die Polizeiautos sausten durch die Straßen, wir saßen zu fünfzig in dem Keller unseres Hauses, das Abwehrschießen war stark, entfernte sich aber bald, ein paar wuchtige Einschläge erfolgten. Dann, nach einer dreiviertel Stunde, war der Alarm zu Ende. Paris sah aus, als wäre nichts geschehen. Man flanierte, die Autos flitzten wie immer. Im Westen, in der Richtung auf den Eiffelturm, sah man eine weiße Rauchwolke aufsteigen. Es hieß, große Werke, auch das Luftfahrtministerium seien getroffen. Schlimmeres sah ich ein paar Tage später, als ich nach St-Germain, unserem letzten Wohnsitz, hinausfuhr. Auf dem Wege dahin gab es Fabriken, die für das Heer arbeiteten. Da sah man abgehobene Dächer und Häuser ohne Fenster. Ein langes neues Fabrikgebäude war sehr genau getroffen: Aus dem weißen Kasten war wie mit dem Messer das Mittelstück herausgeschnitten. Und in dem Haus, das wir selber in St-Germain bewohnt hatten, empfing mich die alte bucklige Haushälterin und zeigte mir lachend eine Handvoll Granatsplitter, die in unsere Straße geflogen waren.

Die Zahl der Geschäfte, die wegen Abreise der Besitzer schlossen, wurde größer. Immer mehr Matratzenautos fuhren durch die Stadt. Die Bahnhöfe wurden nicht leer. Auf den Straßen vor den Lebensmittelgeschäften begann das »Schlange stehen«, das nun glücklich auch zu uns gekommen war. Man suchte Fett, Kaffee und Zucker, besonders Zucker.

Die Zeitungen brachten einen alarmierenden Heeresbefehl des Generals Weygand. Er ermahnte die kämpfenden Truppen im Norden von Paris; die letzte Viertelstunde vor der Entscheidung sei gekommen.

Und diese Entscheidung kam, so rasch wie alles in diesen furchtbaren Tagen. Eigentlich hatte man auf keine Entscheidung mehr zu warten, sie war schon gefallen, und im Grunde hatte

eine zynische deutsche Propagandaschrift recht, welche schon im Winter unter dem Titel: »Warum wir siegen werden« schlicht konstatierte: »Die Entscheidung über den Ausgang des kommenden Kampfes ist gefallen an dem Tage, wo Frankreich und England die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland und die militärische Besetzung des Rheinlandes zuließen.«

Aufbruch aus Paris

Es war der heiße Sonntag des 9. Juni. Da kam am Vormittag in die leere, stille Wohnung mein Feund, um mir mit zwei Worten mitzuteilen, daß wir morgen aufbrechen würden. Ich sollte das Notwendigste packen und den Koffer heute abend gegen zehn auf sein Büro bringen. Ich konnte nichts Näheres von ihm erfahren.

Ich sehe mich am Abend dieses Sonntags mit meinem Koffer über den stillen mondhellen Hof wandern. Die Concierge und zwei Krankenschwestern sitzen in der Loge und sehen mich an, wie ich mit dem Koffer komme. Die Concierge fragt ängstlich, ob mein Feund, der Beamte, auch gehe. Ich bejahe und gebe den Wohnungsschlüssel ab. Sie läßt sich noch einmal bestätigen, daß mein Feund auch geht, das heißt, daß die Behörden Paris verlassen. Dann steht sie mit den Krankenschwestern zusammen vor der Haustür, und sie blicken mir verstört nach.

Ein Auto ist nicht zu haben. Ich schleppe meinen Koffer langsam durch die völlig leere Rue de la Paix. Der Vendôme-Platz liegt ausgestorben da. Einige camouflierte Lampen brennen. Rechts das Restaurant Ritz ist ohne Licht; vor wenigen Tagen sprangen da noch galonierte Diener die Treppe herunter und halfen eleganten Herrschaften aus dem Wagen. In der Mitte des Platzes erhebt sich eine Säule. Sie bietet einen kläglichen Anblick. Sie hat sich gegen Bomben sichern wollen, und hat sich dazu in ihrem untern Drittel

mit Brettern bekleidet, auf die man schwere Sandsäcke packte. Es hat aber in den letzten Tagen geregnet, der Sand ist gequollen, die Säcke sind geplatzt, das Ganze ist ins Rutschen geraten und auf den Platz gesunken. Nun liegt der Unrat auf dem herrlichen Platz, in der gepflegten, reichen Umgebung. Man hat Stricke darumgelegt. Niemand hält es für nötig, die Massen wegzuräumen.

Ich schleppe in der Dunkelheit meinen Koffer weiter, zur Rue Rivoli. Schwarz der Tuileriengarten. Ich komme in das Ministeriumsviertel. Da blitzt es mir entgegen, Scheinwerfer. Ich höre Stimmen. Soldaten bewegen sich mit mir in gleicher Richtung.

Und dann stehe ich schwitzend vor dem Hauptportal des Gebäudes, an das mich mein Freund bestellt hat. Ich blicke um mich. Die stille vornehme Straße ist in ein Feldlager verwandelt, Lastwagen und Autos, die mit Kisten und Säcken beladen werden, Soldaten und Zivilisten, die schleppen und hin- und herrennen. Befehle schallen, gegeben von Offizieren, die auf dem Trottoir stehen, Schreie, Autohupen.

In dem halbdunklen Hof des Gebäudes belädt man Lastwagen. Immer neues Gepäck, auch ganze Schränke werden hinten die Treppe heruntergetragen und auf den Hof gestellt. Man entleert das Riesenhaus. Dieses Wimmeln auf dem Hof. Auf der Straße hat man plötzlich im zweiten Stock eines Privathauses gegenüber Licht gemacht. Zwei mächtige Fenster werfen breite Lichtbündel über die Straße und enthüllen, was da vorgeht. Sofort setzt ein Geschrei ein: »Lumière«, man hört zu schleppen auf, man droht nach oben, aber da rührt sich nichts. Schließlich laufen brüllend zwei Soldaten in das Haus; man wartet, was sie ausrichten; dann ein erleichtertes »Ah«: an einem Fenster oben zeigt sich ein Soldat, schließt das Fenster, läßt Vorhänge herunter, dann verdunkelt sich auch das zweite Fenster; die Straße liegt im Dunkel, man beruhigt sich und arbeitet.

Jetzt sausen Privatautos vor, von Militär geführt, man belädt sie, Offiziere überwachen die Arbeit, die Offiziere setzen sich selber zwischen die Papierbündel und Kisten in die Wagen.

Endlich kommt mein Freund. Er gibt meinen Koffer einer Ordonnanz. Dann spazieren wir die Straße auf und ab. Er hat noch die Abendsendung um 10 Uhr gehört, auch Fernstationen. Er meint, die Lage habe sich etwas gebessert; es sei noch eine Möglichkeit, Paris zu halten. Also auf morgen zehn Uhr.

Zum letzten Mal habe ich in meiner Gerümpelkammer geschlafen. Es ist Montag, Paris ist zum Leben erwacht. In den vornehmen Amtsstraßen ist der Spuk von gestern verschwunden. Noch immer stehen vor dem gebieterischen Gebäude Doppelposten der schwarz uniformierten Garde mobile in Stahlhelmen mit Bajonetten. Aber sie haben nichts mehr zu bewachen.

Das Amtsgebäude, das ich nun betrete, macht einen unheimlichen Eindruck. Es ist über Nacht verwüstet, ausgeleert, ausgeweidet worden. Man hat die prächtige Schale stehen gelassen. Von der mächtigen Arbeit sieht man noch die Spuren: Zeitungsfetzen und Stroh auf den Treppen, auf dem Teppich, hier hat man leere Kisten stehen gelassen, dort lehnen gegen die Wand eines Korridors hohe Bücherstapel, die man vergessen wird.

Die Türen stehen offen. Wie schwer war es sonst hier einzudringen. Jetzt können wir überall hineinblicken, ja hereinspazieren. Wer ist drin? In den meisten Räumen niemand. Auf den Gängen steht man beieinander, diskutiert, flüstert. Viele Türen trugen noch gestern Schilder und Namen, – sie sind abgerissen.

Ich komme zu den Räumen, wo mein Freund mit andern arbeitete. Da stehen Damen in Hut und Mantel, reisefertig, und an einem Tisch sitzen Damen und schreiben eilig Briefe, – Briefe an Verwandte und Freunde, um ihnen den großen Auszug anzukündigen. Sie werden angeben, daß ihre alte Adresse nicht mehr gilt, daß sie hoffen, bald wieder zurück zu sein, aber sie werden Schwierigkeiten haben, ihre neue Adresse anzugeben. In diesen hoheitlichen Räumen werden nun eilige und erregte Privatgespräche geführt, und es wird heftig telephoniert.

Von diesen Herren und Damen kenne ich einige. Manche Da-

men sind Stenotypistinnen, Sekretäre und Frauen der Beamten. Aber viele Herrschaften haben geglaubt, noch ein Übriges tun zu müssen, und haben nahe und fernere Verwandte mitgeschleppt, Mütter, Schwiegermütter. Und mein Freund, der die Zahl der Mitläufer überblickt, sorgt sich, wir würden gefährlich anschwellen, man verfüge nur über eine bestimmte Anzahl Wagen.

Wir erhalten einen getippten Zettel in die Hand gedrückt: Rendezvous um 2 Uhr Bahnhof Port d'Ivry. Wir haben den Namen dieses Bahnhofs nie gehört. Der Chauffeur, der uns gegen 12 Uhr hinausfährt, kennt diesen Bahnhof auch nicht, aber die Adresse ist präzise und erweist sich als der Eingang zu einem Güterbahnhof.

Wir gehen in ein kleines Restaurant, wo Eisenbahn- und Transportarbeiter déjeunieren. Es geht lustig zu, auf das Radio hat man verzichtet. Wir selber erörtern, wie die Welt aussehen wird, wenn wir zurückkehren und – *so* sind wir, und *so* sah damals die Welt aus: wir beschließen, sobald wir wieder da sind, uns hier abermals zu einer Feier einzufinden. Es soll ein Einzug in Paris, freilich nicht über die Champs Elysées, sondern am Güterbahnhof Port d'Ivry werden. So beschließen wir, mehr laut als ehrlich. Wir tun so, als merkten wir nichts.

Es ist halb zwei. Wir ziehen zur Bahn herüber und treffen den ersten Vortrupp der Dienststelle meines Freundes, Männlein und Weiblein. Auch ein junger Abbé, ein Mitarbeiter, ist dabei und drückt allen die Hand, um sich zu verabschieden. Er hat nicht die Erlaubnis seiner geistlichen Vorgesetzten, mit uns zu reisen. Paris, sagt er ernst, werde in den nächsten Wochen Hilfe brauchen. (In den nächsten Wochen, in den nächsten Monaten, in den nächsten Jahren –.) Ich stehe in dem Haufen und werde gequält von einem elenden Gefühl: wie unrecht, wie schäbig, erbärmlich ist es, hier wegzulaufen und seine persönliche Sicherheit zu suchen. Verflucht, daß man in diese Lage gekommen ist, fliehen zu müssen, fliehen, abermals fliehen. Welch schändliches, unwürdiges Los. Wer hat mich dahin gebracht.

Ich bin nicht der einzige, der diese Bitterkeit empfindet. Ich erfahre in der ersten halben Stunde beim Herumstehen, aus hingeworfenen Äußerungen, wie es auch die andern revoltiert und sie quält. Dabei diese ängstliche Unruhe und Spannung. Man diskutiert die Frage der Verpflegung; jeder gibt Menge und Art des mitgebrachten Provianten an. Darüber belebt sich langsam die Stimmung und es kommt einem auf Minuten vor, als ob man eine gewöhnliche, improvisierte Reise mache.

Zu den Zügen. Wo sind sie? Übrigens ist dies hier kein Bahnhof. Es ist eine ins Unendliche ausstrahlende Geleis- und Weichenmasse. Man stolpert und fällt, bis man, angerufen von einem anrollenden Zug, auf eine Schuppenreihe stößt, vor der alte Personenwagen halten. Sie sehen kläglich aus, diese Wagen. Sie sind leer, und warten mit offenen Türen anscheinend auf Passagiere. Aber wer möchte in solchen Wagen fahren? Wir stehen davor. Unser ahnungsvolles Herz flüstert: das scheint der Zug zu sein.

Man hat diese Waggons mit Kreidebuchstaben und Zahlen bemalt. Der Kapitän, unser Transportleiter, rennt wild, sein himmelblaues Käppi in der Hand, diesen traurigen Zug entlang, um die Anschrift unserer Dienststelle zu entdecken. Aber da ist nichts zu sehen. Schon nehmen andere uns fremde Personen, in dem Zug Platz, der plötzlich in unserer Achtung steigt. Der Kapitän verschwindet erschrocken, und stürmt nach kurzer Zeit wieder an, sein Käppi in der Hand, das er zum Fächeln benutzt: dieser Zug ist richtig, es ist unser Zug, nur unsere Zeichen – oder unsere Waggons –, eins von beiden fehlt!

Da muß, weil es eilt und weil niemand logisch dieses Rätsel lösen kann, ein Entschluß gefaßt werden. Denn in einer Viertelstunde fährt dieser finstere Zug ab, und wir sind schon von der Sonne geschmolzen und in Schweiß aufgelöst, und wenn wir nicht bald fahren, so fließen wir davon.

Der kleine Kapitän schreit nach Kreide. Und nun sehen wir, was eine Tat ist: er wischt an mehreren Waggons die fremden feindlichen Zeichen aus und malt unsere an! Und sofort sitzen

wir in den schattigen Wagen, und es wird keinem gelingen, uns daraus zu vertreiben.

Und während wir noch lächeln: »Das hat er fein gemacht«, fahren wir schon. Und ganz ohne daß wir es wahrnehmen, gleiten wir sanglos, klanglos, gedankenlos, aus Paris heraus –.

Vor einiger Zeit erzählte in einer Pariser Zeitung der Henker aus einer berühmten französischen Henkerdynastie, wie er es machte, um die ihm Anvertrauten rasch auf die Bank und unter das Fallbeil zu bringen. Er gab dem bis zur Bank feierlich geführten und zu sentimentalischen Gefühlen geneigten Opfer plötzlich einen kräftigen Stoß in den Magen und einen ebensolchen harten Stoß von hinten. Bevor sich der Mann von der Empörung über diesen Angriff erholt hatte, lag er schon waagrecht und war nicht mehr vorhanden. Er war mit der kleinen Wut über den Henker über den schweren Augenblick hinweggehüpft – Narkoseersatz. Ähnlich verfuhr das Geschick mit uns, dort an der Port d'Ivry. Es erleichterte uns den Abschied, es ließ die Unruhe, den Ärger, die Bitterkeit, den Gram zurücktreten, es schenkte uns fehlende Wagen und das kleine Vergnügen über die Heldentat unseres Kapitäns.

Nun endloses Manövrieren, eine kilometerlange Fahrt an Güterschuppen vorbei. Ja, das Letzte, was uns Paris zeigte, waren diese seine Magazine voller Lebensmittel, bestimmt für den »Bauch von Paris«.

Sie füllten auch einen anderen Magen.